Saison 1992/93 BASEL PROGRAMMHEFT Mars von Fritz Zorn Grosse Bühne

Mars

Von Fritz Zorn

In einer Bearbeitung für das Schauspiel des Theater Basel von Johann Kresnik und Hansjörg Schertenleib

Regie und Choreographie

Johann Kresnik

Raumkonzept/Ausstattung

Penelope Wehrli

Komposition und Musikalische Leitung

Serge Weber

Dramaturgie

Hansjörg Schertenleib/Wilfried Schulz

Licht

Hermann Münzer

Klanagestaltung/Tonregie

Robert Hermann

Videobearbeitung und -schnitt

Daniel Schöneck

Mitarbeit Choreographie

Ismael Ivo

Plakat

Gottfried Helnwein

Fotos

Bettina Müller

Regieassistenz

Jörn Klare/Annette Ramershoven

Bühnenbildassistenz

Nicole Egeler

Kostümassistenz

Andrea Ebert Franziska Baetcke

Musikalische Assistenz

Marion Winter

Souffleuse Inspizienz

Jürgen Heene

Es spielen

Bernhard Schütz

Gunda Ebert, Gundi Ellert, Sophia Harrison, Peter Jecklin, Barbara Lotzmann Josef Ostendorf, Patrizia Schwöbel, Marie-Lou Sellem, Jürgen Stössinger Jens Wachholz, Nikola Weisse, Michael Wittenborn, Paul Wolff-Plottegg

Ismael Ivo (Tänzer)

MYTHA The Contemporary Alphorn Orchestra Hans Kennel, Carlos Baumann, Marcel Huonder, Jean Jacques Pedretti, Stefan Schlegel

Patricia Draeger (Akkordeon, Flöte, Piccolo)

Technische Leitung: Reinhold Jentzen; Mitarbeit der Technischen Leitung: Maarten Ekhard Greve, Claude Blatter; Leitung der Beleuchtung: Hermann Münzer; Beleuchtungsmeister: Ernst Kopf, Markus Küry; Leitung Bühnenbetrieb: Adolf Vossen; Stellvertreter: Otto Stumpp; Bühnenmeister: Peter Butz, Roland Himmelrich, Hugo Stauder; Leitung Maschinenabteilung: Enrst Steiger; Stellvertreter: Alexander Hess; Leitung Tonabteilung: Robert Hermann; Mitarbeiter: Rolf Adler, Felix Werder, Dave Scherer; Technische Inspektion: Dieter Müller; Hausinspektion: Paul Bammerlin; Leitung Werkstätten: Karl Dreher; Produktionsleitung: Jörg Zielinski; Produktionsmitarbeit: Nicole Egeler; Schreinerei: Bruno Hafner; Stellvertreter: Maurice Boeglin; Schlosserei: Ernst Hettesheimer; Stellvertreter: Robert Zimmerli; Leitung des Malersaals: Michael Hein; Stellvertreter: Marcel Winter; Kascheure: Martin Hauser, Otto von Schröder; Leiterin Kostümateliers: Ruth Ratschnik; Kostüme: Heinz Berner, Iris Caspar, Renate Raga, Werner Bongart, Robert Zähringer; Modistinnen: Rosina Barth, Liliana Ercolani; Maske: Axel Orlia, Gertraud Bodenstein; Möbel/Tapezierer: Winfried Weber; Requisiten/Pyrotechnik: Stefan Gisler; Ankleidedienst: Roswitha Bloch, Werner Derendinger, Barbara Rombach, Irma Studer.

Dekoration und Kostüme wurden in den Werkstätten des Theater Basel hergestellt.

Aufnahmen auf Bild- und Tonträger während der Vorstellung sind nicht erlaubt.

Die Grosse Bühne verfügt über eine Infrarot-Schwerhörigenanlage. Möglichkeit der Benutzung eigener IR-Kopfhörer.

Aufführungsrechte Theaterverlag Ute Nyssen & J. Bansemer GmbH. Köln

Musikalische Rechte

Howard Verlag. Asendorf

Aufführungsdauer

2 Stunden. Keine Pause

Premiere

15. Mai 1993 Grosse Bühne Theater Basel

Für die Bereitschaft zur Zusammenarbeit und ihre freundliche Unterstützung danken wir der Basler Heilsarmee, der Ciba-Geigy AG, der Musik Hug AG und dem Studio M&M. Der CES Dübendorf danken wir besonders für das grosszügige Sponsoring der Monitore und der gesamten videotechnischen Einrichtung.

Als der 30jährige Millionärssohn und Gymnasiallehrer, der sich Fritz Zorn nennt, während einer psychotherapeutischen Behandlung von seiner tödlichen Krebserkrankung erfährt, gibt er sich Rechenschaft über ein Leben, das er nicht gelebt hat. Die Unausweichlichkeit des Todes ist der erste schmerzhafte Einbruch wirklichen Lebens, der physische Schmerz beginnt die «Unempfindlichkeit der Seele» zu beleben. Die «Unempfindlichkeit der Seele», Ursache schwerer Depressionen und tiefer Traurigkeiten, hat ihren Ursprung im Elternhaus am Zürichsee, in jener gespenstigen Familie, in der man Patiencen legt, Berührungen vermeidet, jede Herausforderung von Realität unter der Magie des Rituals versteckt, jeden Anflug von Sexualität mit dem Begriff der Anständigkeit vertreibt. Der halbwüchsige Musterschüler, dann Musterstudent und schliesslich ebenso musterhafte Lehrer, der weder Freundschafts- noch Sexualbeziehungen je gekannt hat, leidet unter dem ständigen Erstickungsgefühl, «eine Krähe am Hals zu haben.» Als der betrogene Körper dem Krebs verfällt, sieht Zorn darin nur die somatische Form seiner Neurose. Im Sterben setzt er sich zum erstenmal zur Wehr – gegen die Krankheit, gegen die familiäre und soziale Herkunft, gegen das Nichtlebendürfen.

Der hier sterben musste, ist nicht das Opfer eines Schicksals, er ist an uns gestorben; an dem, was uns, von einer Gelegenheit zur andern, zum ganzen Menschen fehlte. Er ist daran gestorben, dass er sein Leben nicht teilen, nicht mitteilen lernte, bis es zu spät war. Was ihm also gefehlt hat, war derjenige und diejenige, die ihm Teilung und Mitteilung rechtzeitig abverlangt hätten. In einer unheilbaren Gesellschaft ist sein Tod keine Ausnahme, sondern der Normalfall. Wir werden weiter so sterben, solange wir weiter so leben.

Adolf Muschg

Impressum

Herausgeber: Theater Basel, Postfach, 4010 Basel. Direktion: Frank Baumbauer. Redaktion: Wilfried Schulz. Gestaltung: Beat Keusch. Inserate: Marcel Meier. Herstellung: Birkhäuser+GBC AG. Das Programmheft erscheint alle 14 Tage. Heft Nr. 17

Fritz Zorn: Mars

Ich bin jung und reich und gebildet; und ich bin unglücklich, neurotisch und allein. Ich stamme aus einer der allerbesten Familien des rechten Zürichseeufers, das man auch die Goldküste nennt. Ich bin bürgerlich erzogen worden und mein ganzes Leben lang brav gewesen. Meine Familie ist ziemlich degeneriert, und ich bin vermutlich auch ziemlich erblich belastet und milieugeschädigt. Natürlich habe ich auch Krebs, wie es aus dem vorher Gesagten eigentlich selbstverständlich hervorgeht. Mit dem Krebs hat es nun aber doppelte Bewandtnic: einerseits ist er eine körperliche Krankheit, an der ich mit einiger Wahrscheinlichkeit in nächster Zeit sterben werde, die ich vielleicht aber auch überwinden und überleben kann; andererseits ist er eine seelische Krankheit, von der ich nur sagen kann, es sei ein Glück, dass sie endlich ausgebrochen sei. Ich meine damit, dass es bei allem, was ich von zuhause auf meinen unerfreulichen Lebensweg mitbekommen habe, das bei weitem Gescheiteste gewesen ist, was ich je in meinem Leben getan habe, dass ich Krebs bekommen habe. Ich möchte damit nicht behaupten, dass der Krebs eine Krankheit sei, die einem viel Freude macht. Nachdem sich mein Leben aber nie durch sehr viel Freude ausgezeichnet hat, komme ich nach prüfendem Vergleich zum Schluss, dass es mir, seit ich krank bin, viel besser geht, als früher, bevor ich krank wurde. Das soll nun noch nicht heissen, dass ich meine Lage als besonders glückhaft bezeichnen wollte. Ich meine damit nur, dass zwischen einem sehr unerfreulichen Zustand und einem bloss unerfreulichen Zustand der letztere dem ersteren doch vorzuziehen ist. (...)

Es geschah mir nun immer häufiger, dass ich bei mir zuhause, ohne es zu wollen, auf einmal auf meinem Bett sass und die Verse sprach:

> Ai, Deus, se sabe ora meu amigo, Como eu senhaira estou em Vigo? (Ach Gott, wenn nur mein Freund es wüsst, Wie mir in Vigo so einsam ist.)

Ebenso häufig konnte es vorkommen, dass ich mich an meinem Schreibtisch vorfand und immer wieder ohne Unterlass die Worte tristeza und soledad kreuz und quer auf kariertes Papier schrieb. Es passiert mir nun auch, dass ich oft «nicht mehr konnte», wie man so treffend sagt: Der Weg war mir zu hoch, der Einkaufskorb war mir zu schwer, und alle Dinge bargen in sich die Möglichkeit, sich für mich als Strapaze zu erweisen. Ich war müde. Es gibt eine Theorie, die besagt, dass der Körper nie müde sei und auch gar nie müde werden könne, sondern dass nur der Geist ermüde und nur die Müdigkeit

des Geistes die sogenannte körperliche Müdigkeit bewirke. Damit mag es sich ebenso verhalten wie mit der Vermutung, dass nur derjenige darüber klagt, dass ihn das Regenwetter deprimiere, der ohnehin schon deprimiert ist. Vermutlich war mir ein Weg zu weit, weil ich gar nicht an das betreffende Ziel gelangen wollte, und ein Unternehmen zu mühsam, weil es gar nichts ausführen wollte. Der Grund aber, weshalb ich gar nichts mehr ausführen wollte, war wohl der, dass mir gar nichts mehr Freude machte.

Etwa gleichzeitig mit dieser Entwicklung begann sich bei mir am Hals ein Tumor auszubilden, der mich eigentlich nicht belästigte, weil er nicht schmerzte und ich darin auch nichts Bösartiges vermutete. Ich dachte nie daran, dass es Krebs sein könnte, und liess den Tumor, als er gar nicht mehr verschwinden wollte und immer grösser wurde, von den Ärzten untersuchen, ohne mir vorzustellen, dass sie etwas sehr Schwerwiegendes dabei herausfinden würden. Wie es wirklich um mich stand, davon hatte ich noch keine Ahnung. Einerseits war ich medizinisch sehr ungebildet, und andererseits wollte ich, nach alter Gewohnheit, nicht sehen, dass es wirklich schlecht um mich stehen könnte. Obwohl ich noch nicht wusste, dass ich Krebs hatte, stellte ich intuitiv bereits die richtige Diagnose, denn ich betrachtete den Tumor als «verschluckte Tränen». Das bedeutete etwa soviel, wie wenn alle Tränen, die ich in meinem Leben nicht geweint hatte und nicht hatte weinen wollen, sich in meinem Hals angesammelt und diesen Tumor gebildet hätten, weil ihre wahre Bestimmung, nämlich geweint zu werden, sich nicht hatte erfüllen können. Rein medizinisch gesehen trifft diese poetisch klingende Diagnose natürlicih nicht zu; aber auf den ganzen Menschen bezogen sagt sie die Wahrheit aus: Das ganze angestaute Leid, das ich jahrelang in mich hineingefressen hatte, liess sich auf einmal nicht mehr in meinem Innern komprimieren; es explodierte aufgrund seines Überdruckes und zerstörte bei dieser Explosion den Körper.

Diese Erklärung des Krebses scheint schon deshalb einleuchtend zu sein, weil es sonst eigentlich keine andere gibt. Die Ärzte wissen zwar eine Menge über den Krebs, aber was er wirklich ist, wissen sie nicht. Ich glaube, dass der Krebs eine seelische Krankheit ist, die darin besteht, dass ein Mensch, der alles Leid in sich hineinfrisst, nach einer gewissen Zeit von diesem in ihm steckenden leid selbst aufgefressen wird. Und weil ein solcher Mensch sich selbst auffressen wird. Und weil ein solcher Mensch sich selbst zerstört, nützen auch die medizinischen Behandlungsmethoden in den meisten Fällen überhaupt nichts. So wie einen der Weg über alle Massen ermüdet, den man eigentlich gar nicht gehen will, und wie einem der Einkaufskorb unverhältnismässig schwer vorkommt, den man eigentlich gar nicht tragen

will, so zerstört der Körper von selbst das menschliche Leben, wenn man dieses Leben gar nicht mehr leben will

Als der Winter vorbei war, ohne dass die Ärzte herausgefunden hätten, woraus mein Tumor bestand, wurde beschlossen, den Tumor zu operieren, herauszunehmen und auf seine Natur hin zu untersuchen. Ich dachte auch vor der bevorstehenden Operation an nichts Gefährliches, stand aber fest unter dem Eindruck, dass die Operation etwas für mich Notwendiges sei, und knüpfte unbestimmte Hoffnungen daran. Es waren meine erste Operation und meine erste Narkose, und ich erblickte darin ein Symbol für den Tod und Wiedergeburt. Ich hoffte auf unbestimmte Weise, dass ich in der Narkose einen symbolischen Tod erleiden und nachher daraus wieder zu einem vielleicht glücklicheren Leben auferstehen würde. Wenn ich auch nicht so leichten Kaufes davonkommen und jene einfache Operation mir auch weder Tod noch Wiedergeburt verschaffen konnte, so war meine Hoffnung doch insofern richtig, als ich spürte, dass ich einen solchen Tod und eine solche Wiedergeburt sehr nötig hatte. Ich ahnte, dass ich reif fürs Sterben war und dass meine beste Hoffnung nur die sein konnte, nach meinem symbolischen Tod vielleicht den Weg zu einem neuen und besseren leben zu finden.

Mars war mein Lehrer

In der Stadt spricht es sich schnell herum. Federico ist gestorben. Ich lese sein Buch und habe Gefühle: Angst, Scham, Verwirrung. Warum hat er uns, seinen Schülern, nie gezeigt, wie dreckig es ihm ging? Warum tat er so, als sei er glücklich und froh, wo doch ein Vulkan in ihm brodelte? Und was die Damen und Herren Professoren über ihn schreiben, ich kann es nicht lesen ohne ohnmächtige Trauer. Ich sehe sie vor mir, da hocken sie in ihren schweren Stühlen und kotzen sich aus vor gescheiten Sätzen, seufzen und sind betroffen von der, wie sie meinen, ungelenken Kraft dieses erschütternden Buches, sie schreiben an Federico vorbei, vertuschen, zerreden die Wut, die er endlich, zu spät, aus sich herausgeschrien hat. Der arme Federico wird unter ihrem Skalpell zum Kliniker, Exzentriker, Abnormalen, Aussätzigen, Krankhaften. Sie sprechen von ihm, als würden sie ihn seit Jahren kennen und vermögen doch nichts anderes zu denken als «Gott im Himmel, bin ich froh, bin ich nicht wie du, sonderbarer Federico!» Dabei ist Federico doch eigentlich ganz normal, einfach: unser Spanischlehrer. Federico war ein guter Lehrer. Zögernd öffnet er die Tür zum Schulzimmer und tritt ein, hängt sein Cape an die Wand, den bunten Schal darüber. Theatralisch, beherrscht, ganz Aristide Bruant, breitet er seine Bücher und Zeitschriften über den Tisch, unser Lärm scheint ihn nicht zu stören. Spanisch ist Freifach, wir geben uns keine Mühe. Federico versucht zu zeigen, dass die spanische Sprache Musik ist, Zucker, Milch, Honig aus der kargen, von Ziegen und Menschen geplünderten Steppe am Rande Europas. Er nimmt ein Tonbandgerät mit und wir hören Flamenco. Er deklamiert Gedichte, wilde, fliessende Leidenschaft. Ausgerechnet er! Seine zarten, dicklichen Hände ruhen weich auf den Seiten lederner, alter Bücher, und die hebt er hoch, nahe an die kurzsichtigen, brillenbewehrten Augen. Jetzt bewegt er sich kaum und stösst die Worte zu uns Schülern her, langsame, träge Laute, die doch von einem Feuer durchdrungen scheinen, das uns verlegen macht und in den Bänken rutschen lässt. Merkwürdiger Kauz, möchte man meinen, Schalk, Sonderling, doch an der stinknormalen zürcherischen Mittelschule der siebziger Jahre keine Ausnahmeerscheinung. Im Lehrerzimmer, so hören wir, soll Federico oft eine kesse Rede führen. Keiner allerdings nimmt es ihm übel. Jeder Lehrer hat doch seinen Tick. Einmal bringt er die Gitarre mit und wir gröhlen spanische Liebeslieder. Es scheint so, dass er es geschafft hat: wir mögen, ja wir lieben ihn. Da steht ein riesenhafter silberner Kübel, darin steckt die Schöpfkelle umschlungen von einem blitzend weissen Tuch. Auf dem Tisch stapeln sich die Plastikbecher. Hat er eigens hingeschafft, im geheimen, es darf doch keiner wissen, an der Schule ist Alkohol strengstens untersagt. Da kommt Schüler Müller angerannt und schreit: «Achtung, Prorektor im Anmarsch!» Blitzschnell verschwindet das Zeug unter den Bänken, wir sitzen ruhig und aufmerksam; was jetzt jeder spanisch kann, auf einmal. Federico hält die Schulstunde seines lebens, dem Prorektor kommen vor Rührung und Zuversicht die Tränen. Er schüttelt unserm Lehrer die Hände, winkt und verschwindet. Schwupps, den Kübel rauf, Deckel weg, und das rote Blut strömt in die Becher. Tiefdunkler Rioja, Zucker und Honig eben, Wasser, Schnaps und obendrauf schwimmen die Orangenstücke, Sangria. Keiner vergisst sowas. Das ist Spanien, dachten wir, und das ist Federico.

Es gab etwas, das uns an Federico verwirrte. Seinen unschuldigen, nachdenklichen Augen, seiner wächsernen Haut, seinen trägen Bewegungen mangelt das Männliche. Wir sind dumme Burschen, und mancher glaubt, er hätte schon alles erkannt, was es in der Welt so gibt. Deshalb, heisst es, ist Federico schwul. Was fehlt ist der Beweis. Federico ausspionieren, verfolgen über die Brücke, über den Fluss; hinter ihm, dem schüchternen Mann, der geduckt im schwarzen Cape geradeaus durchs Niederdorf zu seiner Wohnung geht, schleichen wir, ein Rudel spöttischer Katzen, durchs Lichtgeflimmer und unter die Bögen, vorbei an den Huren bei der «Fantasio-Bar», die uns hasserfüllt nachstarren. Erfolglos sind unsere Versuche. Sie enden vor Federicos Haus. Während er die Treppen zu seiner Wohnung hochsteigt, zerstreuen wir uns in den Gassen, Bars, «Blow-Up», «Stadt-Madrid», «Café Gloria». Im billigen Drogenrausch kotzen wir auf Zürich's hartes Gassenpflaster und Federico will uns nicht aus dem Sinn. Einer dann will ihn gesehen haben, in einem Zimmer, dumpfes Licht und rote Vorhänge, nackt, kniend, mit einem Mann. Aber dieser, der es gesehen haben will, ist bekannt für seine ausschweifenden Phantasien, er ist nicht ganz dicht. Frühling wird es, Zeit der Prüfungen, Federico, der Freifachlehrer, rückt an den Rand unserer Welt. Federico ist oft allein, ist einsam, Federico kämpft, aber niemand merkt es, weil er immer lächelt. Soweit unser Verhältnis, wir, Schüler, er, Lehrer, Mars. Und heute? Gewiss hätte Federico Hoffnung geschöpft aus der Zürcher 80er-Bewegung, auch wenn sie so scheinbar leichthin zerschlagen wurde. Ich bin kein Pessimist. Zürich wird doch mit jedem Tag luftiger, dreckiger, kleinbürgerlicher, die Stadt gleicht einer netten, provinziellen Hure und das tut ihr nur gut, finde ich. Vielleicht, wenn es Federico geschafft hätte, würde es ihm heute besser gehen. Wir würden am warmen Ofen sitzen, Wein trinken und spanische Gedichte rezitieren. Warum nicht. Verschwunden ist Federico nicht von dieser Welt. Er lebt weiter in seinen Büchern, ist auferstanden im Comic strip der Brüder Varenne, und einmal ist er uns gar erschienen, im Winter, im Zug von Bern nach Zürich. Marc, ein Freund, deutet nach draussen und sagt: «Du, da steht Federico, er ruft unsere Namen!» Tatsächlich sehe ich Federico durchs Fenster oben auf einer sanft geschwungenen Schneedüne. Er winkt, hüpft, sein roter Schal leuchtet. Er schreit, scheint glücklich zu sein. Eine kleine lebendige Figur gegen den weiten weissen Himmel.

Daniel F. Maurer

SO LEICHT dies Wort, du sagst es immer wieder.
Hass. Hass. Hass.
Die Stirne flieht, dein
Kinn, es wird zur Faust, zur Kinderfaust. Blitze und Theaterdonner.
Niemandsland, der Teppich zwischen mir und dir.
Gelb wie Sand und warm wie Schnee, am Abend eines Sonnentages.
So schwer dies Wort, du. LiebeLiebeLiebe.

Lieber Fritz Angst *

meinst Du, wir hätten uns gemocht, hätten vielleicht gar Freunde werden können? Ich glaube kaum. Zu genau erinnere ich mich an meine Wut, welche die Lektüre Deines Buches bei mir auslöste, damals, 1980. Ja, ich las Dein «Mars» in jenem für Zürich so heissen Sommer, was meine Wut teilweise erklären wird: Weil wir nichts mehr zu schaffen haben mochten mit den Realienverwaltern dieser engen Welt namens Schweiz, die auf alles Neue und Andere panisch und mit Abwehrgebärde reagiert, legten wir uns mit dem Staatsapparat an. Legten uns an mit einer Macht, die ihre Vorstellungen von Recht und Ordnung brutal und rigide durchsetzte. Eine Macht, die uns ein Weltbild zerschlug, das, in naivem Glauben, auf Toleranz und Offenheit fusste. Eine Stadt aber, die mir mehr und mehr in Form überforderter, prügelnder Polizisten begegnete, taugt nicht zur Identifikation und somit auch nicht zur Heimat. Zürich war mir fremd gemacht worden. Fremd war Dir diese Stadt mit Sicherheit auch, Fritz Angst. In diesem Punkte verstand ich Dich.

Wir weigerten uns, das Erbe der Sachzwänge unserer Vätergeneration anzutreten. Dafür liessen wir uns beschimpfen, bespucken, treten, verprügeln und kriminalisieren. In dieser Situation bekam ich Deine Wohlstandsprobleme in den falschen Hals: «Wie kommt es, dass einer von der Goldküste, ein Privilegierter, weder zu einer Kindheit, noch zum Leben kommt»? Deine Frage durfte mich damals nicht interessieren.

«Wir lassen uns schlagen, während Du nur jammerst», hätte ich Dir 1980, der Du damals bereits 4 Jahre tot warst, gerne zugerufen. Gerne hätte ich Dir auch folgende Sätze von Walt Whitman vorgelegt: «Die Hölle unter dem Schädelknochen, der Tod unter dem Brustknochen – von allem redend, nur nicht von sich selber». Was hättest Du dazu gesagt? Dein Buch über versäumtes Leben spricht schuldig: die Eltern, die Gesellschaft,

das Bürgertum, Zürich, die Schweiz. Dein Text ist Pauschalurteil und Freibrief für die eigene Ausweglosigkeit, die eigene Hoffnungslosigkeit. Du hast abgerechnet mit dem Furor und der Ungenauigkeit des Beleidigten, der glaubt, er sei in jedem Fall zu kurz gekommen. Dein Text war die endgültige Absage an die anderen und sollte als Entlastung vor der eigenen Verantwortung funktionieren.

Von welchem Altersjahre an ist man für sich selber verantwortlich?

Schuld sind nämlich nicht immer bloss die anderen. Schuld ist man selber immer auch.

Dies gilt selbst, wenn man Krebs hat; Freispruch darf auch diese furchtbare Krankheit nie bedeuten. Freispruch vor der eigenen Verantwortlichkeit.

Wer warst Du, Fritz Angst?

Wie warst Du?

Autistisch? Reich? Gebildet? Sensibel? Verwöhnt? Neurotisch? Oder vor allem furchtbar alleine? Einer, der mit schwarzem iberischen Umhang durch Zurigo stolzierte, ganz spanischer Grande? Einer, der die Spiesser und Bünzlis verachtete und dabei selber einer war? Einer, dem die Last der Welt den Atem nahm? Einer, der das Klima einer Stadt, eines Landes nicht aushielt? Ein Gekränkter, Verletzter? Ein Ausgestossener oder Einer, der sich selbst ausstösst? Wieviel Heimat braucht der Mensch?

Deine Schreibposition war diejenige des Beleidigten, der trotzte und schmollte. Du hast dich reduziert auf Deinen Zorn und Trotz. Du hast Dich zu einer tickenden Zeitbombe gemacht, die jederzeit explodieren kann – zu dieser letzten Konsequenz freilich fehlte Dir der Mut.

Warum, frage ich mich, hat der schreckliche Inhalt Deines Buches in keiner Weise die Form Deines Schreibens angegriffen? Deine Bekenntnisprosa blieb unbeschädigt, blieb im Lot, war beste und also langweiligste Zürichbergprosa Marke NZZ – und rief dennoch zur Stürmung eben jenes Hügels der Mehrbesseren ob Zürich auf. Sollte ich da Deine Haltung etwa nicht als blosse Pose verstehen? Als trotzig heroische Geste? Ist Dir nicht aufgefallen, dass Du dem Dir angeblich so verhassten Sprachgebrauch der Eltern verfallen bist, Wort für Wort? Deine Sprache gibt ihre Verletzungen und Wunden nie preis, sie strebt selbst da nach Harmonie, wo Harmonie nichts verloren hat: Im Krieg gegen den Krebs. Warum lässt Du Deinen Körper, drei Jahrzehnte unterdrückt und auf Sparflamme gehalten, nicht in den Text, bringst ihn nicht zur Sprache? Das Defizit an Körperlichkeit in Deinem Buch hat mich erschreckt, war Befund, Urteil: Der dies geschrieben hat, hat selbst im Schreiben nicht gelebt. Was für ein furchtbares Verdikt. Denn der Körper nimmt sich sein Recht, immer. Die Rache Deines Körpers war der Krebs.

Deine Schreibtat, dein «Mars», schien unserer Bewegung, unserer Unruhe, total entgegengesetzt zu sein. Später begriff ich, dass Dein «guter Stil» nur abgeschrieben, nur perfekt antrainiert war. Er richtete sich gegen Dich selbst.

Du bist gegen ähnliches angerannt wie ich. Nur war Deine Herkunft eine völlig andere; deshalb waren wohl auch Deine Mittel andere. So einsam, wie Du Dich dargestellt hast, fühlte sich die damalige Jugend in der Tat. Vergessen, verloren. Fehl an jedem Platz. Die Erde drehte freilich dennoch weiter.

Dein Buch ist kein Kunstwerk, es ist ein Manifest. Deinem eigenen Sterben hast Du einen Bericht abgetrotzt, der Dich zur Projektionsfigur einer Generation und zur Symbolfigur des Inneren Elendes machte. Du hast einen Fall aus Dir gemacht; und da dieser repräsentativ ist, machtest Du auch aus unserer helvetischen Gesellschaft einen Fall. Dein Buch wurde zum Kultbuch, weil es die Stimmung einer Generation traf.

Unsere Revolte 1980 hatte nicht zum Ziel, linke Hoffnungen einzulösen. Wir kämpften nicht um bessere Konzepte, wir kämpften um unser Leben. Dies versöhnte mich letztlich doch mit Deinem Buch, lieber Fritz Angst. Du bist unter Protest gestorben, wütend um Dich schlagend, geifernd. «Ich erkläre mich als im Zustand des totalen Krieges.» So lautet der letzte Satz Deiner Anklageschrift. Vier Jahre später war dieser Krieg auch in den Strassen Zürichs ausgebrochen. Die Frage, inwieweit dein «Mars» die Zürcher Bewegung initierte, ist müssig. Du hast unter den hiesigen Zuständen gelitten und diesem Leiden Sprache verliehen.

Wer weiss. Vielleicht hätten wir uns doch verstanden. Brüder weder in der Herkunft noch in der Sprache, Brüder aber in der Verzweiflung, im Zorn und in der Angst. So grüsse ich Dich, Verbündeter wider die Kaputtmacher & Co. AG, welche weiterhin tätig ist...

Hansjörg Schertenleib

Fritz Zorns wütende Abrechnung mit dem Schweizer Bürgertum ist ein Kultbuch seit seinem Erscheinen Ende der siebziger Jahre; Johann Kresnik inszeniert seine Bearbeitung von «Mars» mit Schauspielern, Musikern und einem Tänzer auf der Grossen Bühne des Theater Basel. Johann Kresnik arbeitet erstmals in der Schweiz. Seine zornigen, kritischen, oftmals aber auch poetischen Inszenierungen sind immer geprägt vom Engagement für die Opfer und die Aussenseiter der Gesellschaft und von harten Attacken gegen Menschenverachtung, Faschismus und Konsumismus. Die Themen, Texte, Motive und Bilder, die Fritz Zorns autobiographische Polemik für Kresniks subjektive Collage liefert, entstehen aus dem Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung des krebskranken dreissigjährigen Zürcher Lehrers. Für ihn sind es «die anderen», die Eltern, die Lehrer, das Zürcher Grossbürgertum, die «Goldküstengesellschaft», die ihn krank aemacht haben.

Johann Kresnik leitet eine Tanztheatergruppe am Theater Bremen. Mit seinen letzten Produktionen «Meinhof», «Frieda Kahlo» und «Wendewut» wurde er jeweils mit einer Einladung zum Berliner Theatertreffen ausgezeichnet. Neben seiner Arbeit im «Choreographischen Theater» inszenierte er in den letzten Jahren eine Vielzahl von Opern und Schauspielen jeweils in sehr eigenen Bearbeitungen. In Basel arbeitet er mit der Schweizer Bildenden Künstlerin und Bühnenbildnerin Penelope Wehrli zusammen sowie mit dem ebenfalls aus der Schweiz stammenden Komponisten Serge Weber. Die Textfassung verantwortet – neben Kresnik – der Zürcher Schriftsteller Hansjörg Schertenleib, der in den letzten Jahren Hausautor am Theater Basel war.

Aber für mich ist diese Sache noch nicht erledigt, und solange sie noch nicht erledigt ist, ist der Teufel noch los, und ich unterstütze es, dass Satan los ist. Ich habe über die Sache, wider die ich bin, noch nicht gesiegt; ich habe noch nicht kapituliert. Ich erkläre mich als im Zustand des totalen Krieges.

Fritz Zorn

^{*} Fritz Zorn war das Pseudonym für Fritz Angst.

Szenenfolge «Mars»

1. Dazwischen...

Mars: Bernhard Schütz

2. Bum-bidi-bidi-bum

Vater: Josef Ostendorf; Serviertochter: Gunda Ebert: Gäste: Ensemble

3. Die Geburt des Krebses

Mars: Bernhard Schütz

4. Sei reinlich

Mutter: Gundi Ellert; Vater: Josef Ostendorf; Mars: Bernhard Schütz

5. In der Schule, an der Stange

Lehrer: Michael Wittenborn; Mars: Bernhard Schütz; Schüler und Schülerinnen: Das Ensemble

6. Tanz mit dem Tod I

Tod: Ismael Ivo; Mars: Bernhard Schütz

7. Wie man isst

Mutter: Gundi Ellert; Gäste: Ensemble

8. Meine Mutter, die ich schlacht'

Tod: Ismael Ivo; Mars: Bernhard Schütz

9. Nette, nette Gäste

Gäste: Ensemble

10. Bei der Therapeutin

Therapeutin: Marie-Lou Sellem; Mars: Bernhard Schütz

11. Trauermarsch

Trauergäste: Ensemble

12. Tanz mit dem Tod II

Tod: Ismael Ivo; Mars: Bernhard Schütz

13. Szenen einer Ehe I

Mutter: Gundi Ellert; Vater: Josef Ostendorf

14. Wenn der Vater mit dem Sohne...

Vater: Josef Ostendorf; Mars: Bernhard Schütz

15. Aktion saubere Bühne

Abfuhr: Ensemble

16. Vom Sinn und vom Unsinn

Mars: Bernhard Schütz

17. Von der Tauglichkeit

Aushebungsoffizier: Peter Jecklin; Offizier mit Messer: Jürgen Stössinger; Offiziere und ihre Frauen: Ensemble; Mars: Bernhard Schütz

18. Tanzschule

Tanzlehrerin: Barbara Lotzmann; Tod/Mars: Ismael Ivo; Mars: Bernhard Schütz; Tanzschüler und Tanzschülerinnen: Ensemble

19. Tanz mit dem Tod III

Tod: Ismael Ivo; Mars: Bernhard Schütz

20. Nachruf

Mutter: Gundi Ellert; Vater: Josef Ostendorf

21. Mars lehrt Spanisch

Schüler und Schülerinnen: Ensemble; Mars: Bernhard Schütz; Rektor: Michael Wittenborn

22. Mars macht Theater

Lady Macbeth: Gundi Ellert; Hamlet: Peter Jecklin; Nina Hagen: Gunda Ebert; Franz Moor: Michael Wittenborn; König Philipp: Josef Ostendorf; Julia: Patrizia Schwöbel; Mann mit Hut: Jürgen Stössinger; Danton: Jens Wachholz; Genet's Leila: Marie-Lou Sellem; Gretchen: Barbara Lotzmann; Theatermacher: Paul Wolff-Plottegg

23. Tanz mit dem Tod IV

Tod: Ismael Ivo; Mars: Bernhard Schütz

24. Kein Anschluss unter dieser Nummer

Mars: Bernhard Schütz

25. Szenen einer Ehe II

Mutter: Gundi Ellert; Vater: Josef Ostendorf

26. Diagnose: Krebs

Ärzte: Ensemble; Mars: Bernhard Schütz

27. Romeo und Julia I

Julia: Nikola Weisse; Romeo: Bernhard Schütz

28. Tanz mit dem Tod V

Tod: Ismael Ivo; Mars: Bernhard Schütz

29. Romeo und Julia II

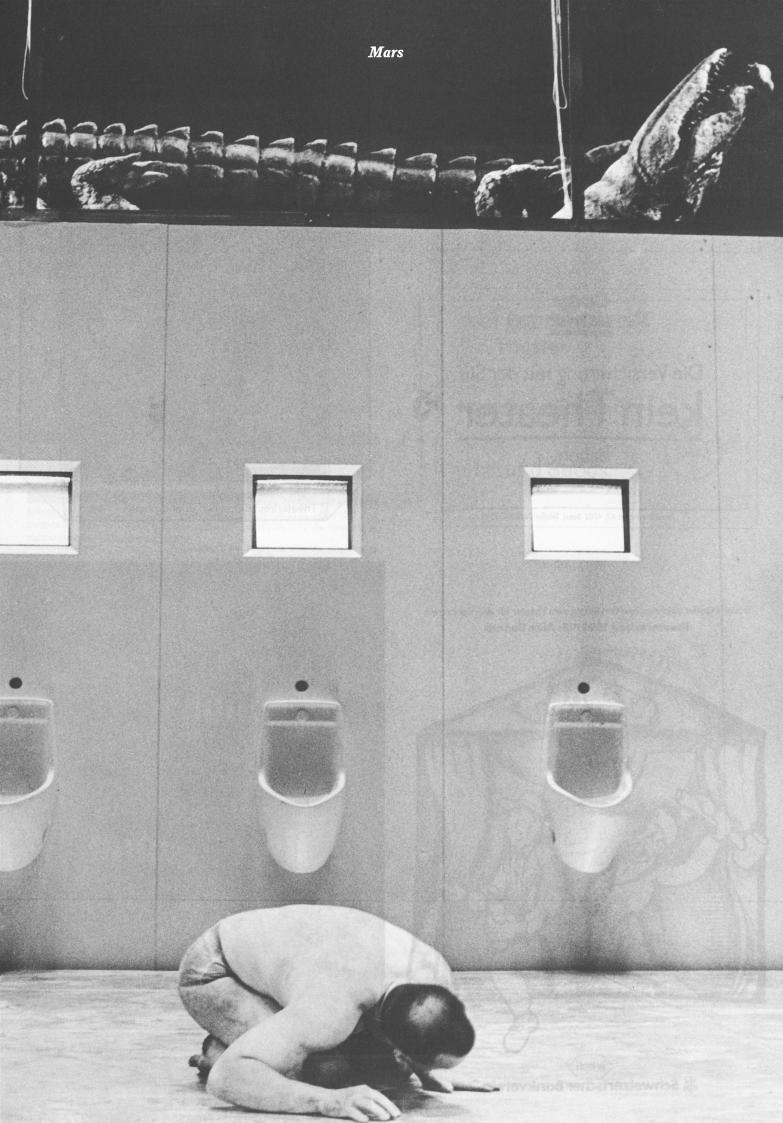
Julia: Nikola Weisse; Romeo: Bernhard Schütz

30. In Erwartung

Mars: Bernhard Schütz

31. Krebskrieg

Krokodilgott: Paul Wolff-Plottegg; Tod: Ismael Ivo; Mutter: Gundi Ellert; Vater: Josef Ostendorf; Mars: Bernhard Schütz; Heilsarmee: Ensemble



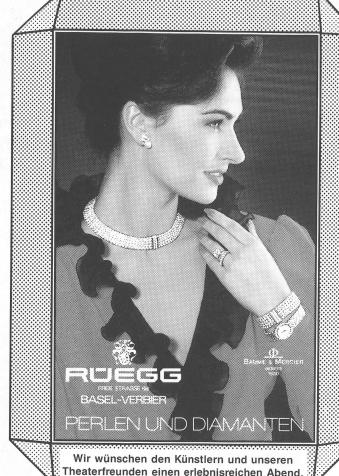
Die Premiere von «Mars»
ist am 15. Mai 1993.
Weitere Vorstellungen
nur bis Ende der Spielzeit 92/93:
am 17., 25. und 26. Mai,
am 8., 10. und 12. Juni

Coop Versicher ung

Die Versicherung mit der Sie kein Theater

haben.

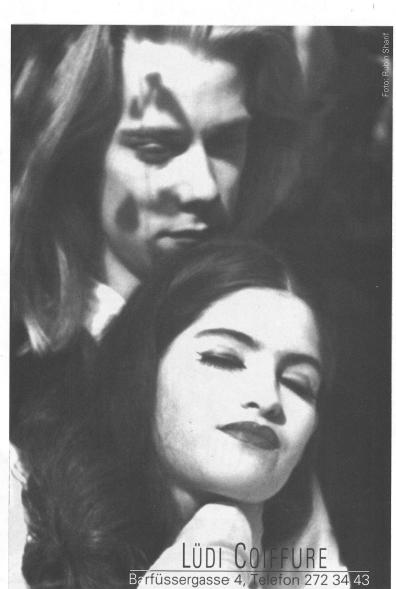
Aeschenvorstadt 67, 4002 Basel, Telefon 061/277 31 11



Basler Künstler zeichnen ihre Vorstellung vom Theater für den Bankverein **Theatersaison 1992/93: Aldo Bonato**

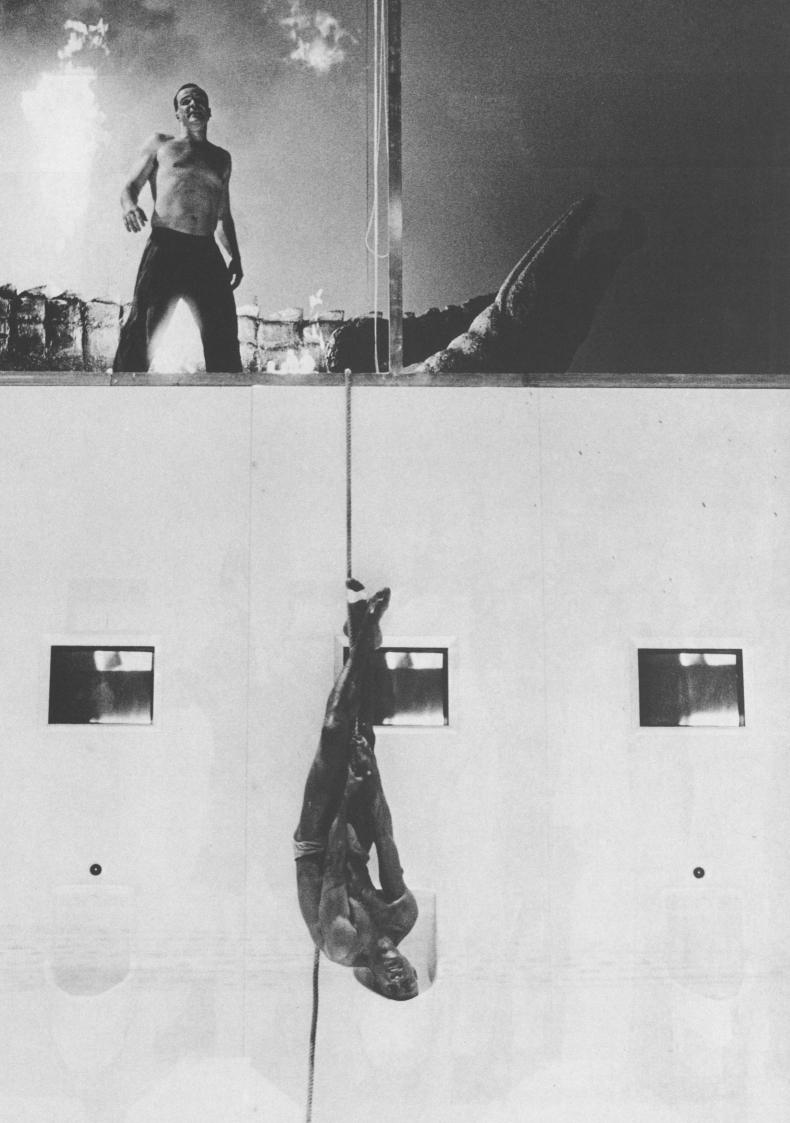


Schweizerischer Bankverein











EXPERTA

EXPERTA TREUHAND AG 4002 Basel Steinengraben 22 Tel. 061/285 12 12 Fax 061/285 13 13 EXPERTA REVISION AG 4002 Basel Steinengraben 22 Tel. 061/285 12 12 Fax 061/285 13 15 RACOM UNTERNEHMUNGSBERATUNGS-AG Grabenackerstr. 15 Tel. 061/46 10 10 Fax 061/46 11 18

Boutique für Grosse Grössen

Steinenbachgässlein 30 (beim Steinenparking) 4051 Basel, Tel. 061 281 57 87

S'Theater

gheert uf d'Bihni -

nit uf d'Stroos.



PIANO-ECKENSTEIN

Seit 1864 tonangebend.

Schöne Momente klingen immer nach.



Leonhardsgraben 48 · 4051 Basel Wählen Sie 261 77 90



Full house wünschen Euch die Roche ianer







Auf Tasteninstrumenten spielen wir die erste Geige.

Flügel Pianos Historische Tasteninstrumente Kirchenorgeln

> Fachliche Beratung

Stimmungen Reparaturen

Miete/Kauf



Theaterpassage, Theaterstr. 7 4001 Basel, Tel. 061 272 28 68 Orgeln Keyboards Synthesizer Digital-Pianos MIDI Systeme Profi-Instrumente

Music + Computer Music-Software

Fachliche Beratung

Orgel- und Keyboardschule

